

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 61 (1957-1958)
Heft: 5

Artikel: Die Suche nach René Almond : ein Zürcher Kriminalroman [Fortsetzung folgt]
Autor: Flückiger, F.A.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-663772>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 14.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Suche nach René Almond

Ein Zürcher Kriminalroman

Copyright by
AG. Buchdruckerei
Wetzikon und Rüti

1

Und Anne? Anne musste schon lange schlafen; ihre Mutter sorgte dafür, dass sie zur rechten Zeit zu Bett ging; sie wollte nichts von dem modernen Unsinn wissen, den die jungen Mädchen heutzutage betrieben. Es fiel ihm schwer, sich Anne vorzustellen, und noch schwerer, dass er so gut wie verlobt mit ihr sei. Sie hatte geweint, als er sich auf dem Flugplatz von ihr verabschiedete, und Patricia hatte jene etwas hochmütige Beschützermiene aufgesetzt, die sie Anne gegenüber immer heuchelte.

Patricia und Anne waren weit, weit weg. Vater war immer weit weg gewesen. Und all das war nicht wieder gutzumachen.

Vom Fluss her leuchtete der schwankende Schein einer Bootslaterne. Jemand sang ein Lied. Philipp musste es kennen, aber er konnte sich nicht auf die Worte besinnen. Auf einmal fröstelte ihn. Er flüchtete sich in die Wärme des Hauses.

Doch er mochte nicht zu Bett gehen. Mit einem plötzlichen Entschluss öffnete er die Tür zu Vaters Arbeitszimmer und drehte das Licht an. Das Zimmer war zu der Zeit, da sie noch alle zusammengelebt hatten, eine Art Heiligtum gewesen: Philipp durfte nur dann und wann einen Blick hineinwerfen, wenn die Theres reinmachte. Wenn Vater drin war, durfte man ihn nicht stören. Als er es zum erstenmal nach seiner Heimkehr betreten hatte, war er erstaunt gewesen über die bescheidene Einrichtung. Die Bücherschränke, das Pult und die Ledersessel waren alte Gebrauchsgegenstände und

sonst nichts; von der geschmackvollen Sorgfalt, die sonst auf das Haus verwendet worden war, war hier nichts zu sehen.

Nur ein neues Stück war hier: ein grosses Gemälde, das merkwürdig prunkvoll erschien in dieser Umgebung. Philipp hatte erfahren, dass es das Werk eines unbekanntes italienischen Meisters war. Es stellte eine Maria auf der Flucht nach Aegypten dar. Die Muttergottes sass, ihr Kind im Schoss, mit dem Rücken an einen Baum gelehnt, dessen dunkle Krone sich schützend über sie breitete. In der Nähe machte sich Josef mit dem Esel zu schaffen. Weit im Hintergrund die Häuser von Bethlehem, mit flehentlich weinenden Müttern in den Strassen und mit Landsknechten, die ihnen die Kindlein aus den Armen rissen. Erst jetzt bemerkte Philipp, dass der Baumstamm, an den Maria sich lehnte, über und über mit Rosen bewachsen war.

Er atmete leise, als fürchte er, jemanden aufzuwecken. Die Vorhänge waren zugezogen, die Fenster geschlossen. Er trat auf den Zehenspitzen an den Schreibtisch und fuhr vorsichtig über das abgeschabte Lederpolster des Sessels davor. Dann zog er den Brief aus der Rocktasche und las ihn, langsam, als ob er Wort um Wort entziffern müsste:

«Philipp:

Ich werde Dich nicht mehr sehen. Was sich so viele Jahre lang nicht sagen liess, kann nicht mehr gesagt werden. Du wirst in ein Erbe eintreten, das um Deinetwillen bewahrt worden ist. Du magst ihm gegenüber wenig Verpflichtung fühlen und sollst darum in vollkommener Freiheit darüber verfügen. — Ich habe eine Bitte: Geh zu Professor Gerson wegen des Rosenbildes; er wird Dir die Sache erklären. — Eines noch: Ich lebte für den Tag, an dem Du heimkehren würdest. Es ist zu spät. Die Toten vermögen nichts. Aber noch lebe ich, noch kann ich Dir sagen, wie sehr ich Dein Glück wünsche.

Vater.»

Gesenkten Hauptes schritt Philipp zur Tür, drehte das Licht aus und stieg zu seinem Zimmer hinauf.

II. KAPITEL

1

Philipp blätterte nachdenklich im Tageskalender auf seinem Schreibtisch. Zwei Wochen waren vergangen seit dem Begräbnis und eine volle

Woche schon, seitdem er in der Bank das Büro seines Vaters bezogen hatte. Die ersten Tage waren schwierig gewesen — und mehr als einmal hatte er mit dem Gedanken gespielt, nach New York und zu Guinness & Co. zurückzukehren. Zu verschiedenen war diese Heimkehr von der erträumten; das Anschwellen der Freude war nicht zu erleben nach dem Bruch, den Vaters Tod in sein Leben geschlagen hatte. Was nützte die Vernunft, die ihn seiner Unschuld versicherte? Es ging nicht darum, ob er schuldig war oder nicht . . . es ging um die Freude, die Kraft . . . Wohl hatte er immer gewusst, dass er allein war. Patricias Gegenwart war nur lärmig: sie hob einen nicht aus dem Alleinsein heraus. Und war sein Zögern dem Vater gegenüber nicht vor allem ein Zögern davor gewesen, aus der verhältnismässigen Ruhe des Alleinseins hinausgerissen zu werden? Aber wer allein war, blieb am Rande des Lebens und konnte es wohl nur ertragen, wenn er Pläne machte, grosse Pläne, wie den, aus Rigot & Co. eine Weltfirma zu machen, mit Niederlassungen in New York und Tokio und Timbuktu.

Nun — er war hier.

Als er das erste Mal das alte Bankgebäude wiedergesehen hatte, war er verwundert gewesen darüber, wie klein und bescheiden es war. Es sah im Grunde eher aus wie ein altes Wohnhaus, und tatsächlich hatten die ersten Rigots auch anfänglich im Oberstock gewohnt, und erst der Grossvater hatte das Geschäft so ausgebaut, dass er nach dem «Rebberg» umziehen musste. Die ausgetretenen Sandsteinstufen, das schmucklose Eisengeländer und die enge Haustür waren so alt wie das Haus. Sie standen in seltsamem Gegensatz zu den Banken, die Philipp kannte: Drüben musste selbst die bescheidenste Ablage einem griechischen Tempel nachgebildet sein . . . Er hatte natürlich das alte Haus gekannt, bevor Patricia ihn nach Amerika genommen hatte. Aber es war in seinem Gedächtnis zusammen mit ihm gewachsen: aus dem engen Platz in der Altstadt mit seinen drei oder vier Kastanienbäumen hatte er eine weite Anlage gemacht, aus dem dreistöckigen Haus einen vielleicht etwas bäurischen, aber doch recht stattlichen Palast. Das Wiedersehen war einer jener ihm nun schon vertrauten Augenblicke der Bestürzung gewesen, in welchem die wahren Ausmasse und Grössenverhältnisse etwas zerstören, das er bisher für Wirklichkeit gehalten hatte. Er hatte mit Bauer darüber gesprochen, und dieser hatte in seiner ruhigen Art erklärt: «Kleine Kinder setzen sich nicht auf Stühle, sie richten sich an ihnen auf.»

Er mochte Bauer gut leiden. Obwohl dieser seit Vaters erstem Herzanfall die Geschäftsleitung grossenteils übernommen hatte, schien er darauf bedacht, Philipp mit allen wichtigen Vorgängen selber bekanntzumachen und ihm auch die Grundlagen der Bank zu erklären. Am zweiten oder dritten Tag nach seinem Einzug hatte er Bauer darüber auszuhorchen versucht, was dieser über seine Ausbaupläne denke. Der alte Mann hatte ihm aufmerksam zugehört, doch Philipp fühlte sehr wohl, dass die Wärme, in die er sich hineinredete, sich nicht auf den andern übertrug. Aber noch am selben Tag hatte Bauer ihm eine Namenliste gegeben: die wichtigen alten Kunden der Bank, die er kennenlernen müsse. Das war wohl eine Selbstverständlichkeit für jemanden, der voraussichtlich der Chef einer Familienbank werden sollte. Schon nach dem ersten oder zweiten seiner Antrittsbesuche ahnte er jedoch, dass Bauer ihn damit auch zur Vorsicht mahnen wollte. Bisher hatte er nur Leute besucht, die mit seinem Vater nicht nur geschäftlich, sondern auch persönlich verbunden waren. Die meisten hatte er schon bei der Beerdigung kennengelernt. Und es war leicht zu sehen, dass die geschäftliche Verbindung sehr eng mit der persönlichen zusammenhing, dass — wie gut auch der Ruf von Rigot & Co. sein mochte — ihr Gedeihen weitgehend von dem Vertrauen abhing, das sein Vater und in geringerem Masse auch Bauer genossen. Philipps Name öffnete ihm alle Türen in der Stadt — aber er wusste nun, dass das nur auf Zusehen hin war und dass er die Leute dazu bringen musste, etwas von dem Vertrauen in seinen Vater auf ihn zu übertragen. Und gerade diese Erkenntnis musste Bauer beabsichtigt haben.

Es musste ihm gelingen, diese Menschen zu gewinnen. Im Grunde kannte er sie ja, nicht nur weil er von ihnen herkam, sondern auch weil ihre Tugenden die der ihm wohlbekanntem Puritaner Neuenglands waren. Er erkannte ihre Zurückhaltung, ihre Sparsamkeit und Zähigkeit; sogar die Art, in der sie sich mit den Angelegenheiten der Stadt und des Staates als Gleiche unter Gleichen befassen und sich dennoch zugleich vom gemeinen Volke fernhielten, war kaum verschieden von der der Oberschicht in den alten Oststaaten Amerikas.

Es klopfte. Bauer trat ein. Er würde zu der täglichen Besprechung kommen wollen, in der Philipp sich jeweils wie ein junger Fürst vorkam. Bauer hielt immer eine geschickte Mitte zwischen der Ueberlegenheit eines Lehrers und der Ehrerbietung eines Ministers.

«Ich dachte, Sie möchten vielleicht heute zur Börse mitkommen.»

«Das würde ich gerne tun, Herr Doktor. Aber Professor Gerson hat mich gebeten, ihn zu besuchen — zum Kaffee, mitten im Nachmittag — eine merkwürdige Zeit.»

«Für New York vielleicht . . . nicht für Zürich.»

«Gerson scheint mit Vater nahe befreundet gewesen zu sein.»

«Ja», erklärte Bauer. «Soviel ich weiss, hat er an einer polnischen oder baltischen Hochschule gelehrt . . . Geschichte oder so etwas. Ihr Vater hat sich seit langem vieler Flüchtlinge angenommen, und Gerson spielt in diesen Kreisen eine bedeutende Rolle. Sie werden finden, dass er sehr ärmlich wohnt. Ihr Vater hat ihn oft deswegen gescholten, aber Gerson hört nicht darauf. Er behauptet, der Hauptteil seiner Arbeit sei ohnehin in Deutschland und im Osten, wo die Flüchtlinge sind, oder in den westlichen Hauptstädten, wo er sich mit zahlreichen Aemtern herumschlagen muss. Ich habe allerdings den Verdacht, dass er sich ganz einfach heimlich schämt, in einem unzerstörten Haus zu wohnen . . .»

«Bevor ich zu Gerson gehe, soll ich hier einen Mann sehen, der sich gestern angekündigt hat, Bottner heisst er, glaube ich, Bottner jun.»

«Bottner? Ausgezeichnet! Er will Sie wohl hier treffen, um zu sehen, welchen Platz Sie bei uns einnehmen oder einzunehmen gedenken. Die Bottners haben schon mit Ihrem Grossvater zusammengearbeitet.» Und dann schilderte Bauer in seiner knappen, klaren Weise, wer die Bottners waren, welche Stellung ihnen in der städtischen Gesellschaft zukam und welcher Art ihre Beziehung zur Bank war. «Sie haben Glück: es ist der junge Bottner, den Sie sehen werden. Sein Vater hat sich von den Geschäften ziemlich zurückgezogen, und der Junge dürfte ein offenes Ohr für grosse Pläne haben: ihm kann nichts grosszügig genug sein.»

Philipp lächelte.

«Aber», fuhr Bauer fort, «gehen Sie nicht zu weit mit ihm. Er wird versuchen wollen, Sie nicht nur auszuhorchen, sondern auch noch aufzustacheln und weiterzutreiben. Je umfassender Ihre Entwürfe sind, desto besser werden sie ihm gefallen. Aber Sie müssen an den Alten denken, der immer noch hinter ihm steht und die Zügel, auch wenn er sie gelockert hat, gut in den Händen hält. Und der hat nicht viel übrig für jugendliches Ungestüm. Uebrigens . . . wie ist Frau Preiters Besuch ausgefallen?»

Philipp lachte bei der Erinnerung an die Frau, die ihn gestern im «Rebberg» besucht hatte. Es war am Nachmittag gewesen, und die Theres hatte einen Teetisch vorbereitet. Philipp wollte den Tee in einer schattigen Ecke der Terrasse haben. Die Therese war empört. «Die Frau Preiter kommt zu einem Kondolenzbesuch! Da dürfen Sie sich doch nicht an einen so frivolen Ort setzen!» Sie hatte wirklich «frivol» gesagt. Und dann hatte sie im Eckzimmer einen Teetisch hergerichtet, der allerdings nichts Frivoles an sich hatte. Das Eckzimmer war zur Hälfte von einem schwarzen Flügel ausgefüllt. Daneben standen nur ein paar steife Stühle und ein kleiner Tisch. An der Wand hingen zwei oder drei Stiche, Porträts von Komponisten, in schwarzen Holzrahmen. Schwere dunkle Samtvorhänge fingen das meiste Licht ab, sogar wenn sie zurückgezogen waren.

Wie klug die Theres war, sah Philipp erst, als Frau Preiter erschien: steif und feierlich in einem schwarzen Seidenkleid, an dessen Einschnitt eine Brosche aus bemaltem Porzellan befestigt war. Sie begrüßte die Therese als eine alte Bekannte mit Worten, die von gleich zu gleich waren und nur durch ihre leichte Nachlässigkeit und Kühle den Standesunterschied bemerkbar machten.

«Ich hoffe, ich habe das Examen nicht allzu schlecht bestanden», sagte Philipp zu Bauer.

Und ein Examen war es gewesen. Frau Preiter hatte sich als alte und gute Kundin, aber auch, wie sie sagte, nahe Freundin des lieben Verstorbenen sehr wohl das Recht herausnehmen dürfen, Philipp aufs hartnäckigste auszufragen, sobald die vorgeschriebenen Trauerhöflichkeiten ausgetauscht waren. Philipp hatte, nach Bauers Rat, sich vorsichtig an den Gedanken der «Fortführung der Familientradition» gehalten. Wie sich zeigte, war das Thema der alten Dame aufs höchste willkommen, und sie sprach ausführlich über die Herkunft der alten Familien der Stadt. Philipp verstand, dass die Rigots nicht zu dem engsten Kreis der alteingesessenen Geschlechter gehörten. Sie waren Einwanderer, Hugenotten, die vor dreihundert Jahren vor den Dragonaden des Königs von Frankreich nach dem freien und reformierten Zürich geflohen waren und sich erst im Lauf von einem oder zwei Jahrhunderten einen beachtenswerten Platz in der Stadt gesichert hatten.

Philipp ahnte, dass Vaters Heirat mit einer Ausländerin übel vermerkt worden war. Die zehn Jahre später erfolgte Scheidung und die Rückkehr

Patricias nach ihrer amerikanischen Heimat musste den Preiters zwar nicht gerade als Strafe Gottes (denn die Amerikaner waren ja auch eine Art Reformierte), aber doch als ein nicht ganz unverdientes Unglück erschienen sein — gab es doch am Ort der unverheirateten höheren Töchter genug, die nebst einer Mitgift und dem Ansehen ihrer Familie auch die rechte häusliche Gesinnung in die Ehe gebracht hätten.

Frau Preiter war eine von jenen, die ihm klarmachten, dass er erst dann wirklich zu ihnen gehöre, wenn er sich deutlich zu ihnen bekenne. Ein guter Teil der Prüfung hatte seiner Sprache gegolten. Zwar hatte Frau Preiter dann und wann, und immer an passendem Orte, eine geschickte englische Redewendung einfließen lassen, und auf Philipps komplimentierende Nachfrage hin hatte sie ihm auch erklärt, dass sie ein Jahr in einer englischen Schule verbracht habe, gleich nach dem Pensionatsjahr im Welschland. Aber sie hatte doch darauf bestanden, die Unterhaltung in der Zürcher Mundart zu verfolgen, und obwohl sie ihn dafür lobte, dass er diese während seiner langen Abwesenheit nicht ganz vergessen habe, betonte sie, dass er sein Zürichdeutsch pflegen müsse. Frau Preiter war im Vorstand einer Vereinigung, die sich eben der Pflege der Mundart widmete. Sie behandelte Fragen der Betonung mit eifrigem Ernst und verwarf die Verunzierung der Mundart durch neumodische hoch- oder fremdsprachliche Einflüsse mit dem Feuer einer ihrer gerechten Sache gewissen Prophetin.

«Sie hat nicht locker gelassen, bis ich ihr versprochen habe, an einer Sitzung ihres Vereins teilzunehmen, um vorzuführen, was für Veränderungen unter fremdsprachlichem Einfluss sich bilden. Sonst haben sie für solche Veranstaltungen nur Leute, die lange hochdeutsch gesprochen haben. Mit knapper Not kam ich daran vorbei, einen Kurs in der Vereinsschule zu nehmen!»

Bauer lachte. «Mit der Preiterschen werden Sie schon auskommen. Sie brauchen nur zuzuhören.» Ernster fügte er hinzu: «Mit Bottner wird es etwas schwieriger sein. Nun — Sie werden es schon schaffen.»

2

Kurz nachdem Bauer sich verabschiedet hatte, liess Herr Bottner sich melden: ein Mann in Philipps Alter, etwas zu kurz geraten, mit schon aufgedunsenem Gesicht. Herrn Bottner fiel es schwer,

sitzen zu bleiben; alle paar Augenblicke schoss er von seinem Stuhle auf, eilte im Zimmer hin und her, setzte sich wieder, schoss wieder auf . . . Auch seine Rede — denn eine solche war es, eher als ein Gespräch — wurde unter Hochdruck hervorgestossen; nur hie und da unterbrach er sich, um Philipp ein Zustimmung heischendes «Nicht wahr?», «Das meinen Sie doch auch?» zuzuwerfen.

Herr Bottner war nach dem Krieg ein Jahr in Amerika gewesen. Dort hatte er gelernt, wie man eine Sache schmeissen muss. Auch er hatte, wie Frau Preiter, die Gewohnheit, dann und wann eine englische Wendung zu gebrauchen, nur bevorzugte er kräftigen Slang. Erst in Amerika hatte er gelernt, dass jedermann irgendwo ein Sucher ist und dass man herausfinden muss, wo, dann hat man ihn in der Tasche. Das alte Wollwarengeschäft seines Vaters hatte die schönsten Aussichten. Aber leider hatte sein Vater allzu grosse Vorsicht walten lassen, als das Kunstfasergeschäft aufkam, und jetzt waren ihm ein halbes Dutzend Konkurrenten eine Nasenlänge voraus. Nicht dass Bottner & Sohn etwa schlecht dastünden! Das sollte Philipp ja nicht etwa glauben — und das könne er schon aus den Bankbüchern sehen. Ja, ihr Kredit sei überall gut, sogar zum Verzweifeln gut, denn Bottner sen. hätte ihn nie ausgenützt. «Wozu ist Kredit da, wenn nicht, um ausgenützt zu werden? Nicht wahr? Das meinen Sie doch auch?»

Philipp bestätigte das mit einem höflichen Kopfnicken. Herr Bottner fuhr in seiner Rede fort. Es war nicht etwa nur in seinem Geschäft, dass man so samtpfotig war. Seitdem er in Amerika gelernt hatte, was was war in Geschäften, sah er erst, wie man hier die grössten Chancen ungenutzt vorbeigehen liess. Der Marshallplan zum Beispiel! Da war doch die Schweiz eingeladen worden, Mitglied und Nutzniesser zu werden. Es wäre die einfachste Sache der Welt gewesen, die Schweiz als kriegsgeschädigtes Land darzustellen! Hatte nicht das Exportgeschäft so gut wie totgelegen? Waren nicht die alten Guthaben bei den Achsenmächten unwiderruflich verloren? Gingen nicht schon bloss die Kredite an die Weimarer Republik in die Hunderte von Millionen? Und Deutschland war nicht das einzige Land, bei dem solche Verluste entstanden waren. Nichts wäre einfacher gewesen, als auf Grund dieser Schäden Marshallplan-Gelder zu erhalten. Gewiss, man musste im Lande keine Häuser, Strassen, Brücken oder Bahnen neu aufbauen. Aber das Geschäft musste neu aufgebaut werden!

(Fortsetzung folgt)